

Buch des Monats

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monat : die Autorenzeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **91 (2011)**

Heft 984

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buch des Monats: Schweiz



Die Säkularisierung des Geldes

Aldo Haesler: Das letzte Tabu. Ruchlose Gedanken aus der Intimsphäre des Geldes. Frauenfeld: Huber, 2011.

In der Moderne wird die Welt gemessen in Geld. Weil alles ein identisches Wertmass erhält, kann es mit allem getauscht werden. Dabei allerdings findet eine Verkehrung statt. Denn das Wertmass entwertet zugleich: wertvoll ist folglich allein, was einen Geldwert besitzt. Schon der Philosoph Georg Simmel kam zum Schluss, die Geldwirtschaft könne als neue Religion bezeichnet werden, die alle sozialen und individuellen Beziehungen berühre.

Hier setzt Aldo Haesler an, ein Ungläubiger, welcher der Kirche des Geldes nie beigetreten ist. Seit Jahrzehnten müht sich der Soziologe, der an der Universität von Caen lehrt, am Geld ab. Sein neues Buch ist nicht nur eine essayistische Soziologie des Geldes, sondern auch eine persönliche Forschungsgeschichte und Summa, die das Diaphane und Unsichtbare des von seiner Substanz zunehmend befreiten Papiergeldes von heute betont. Geld ist stofflos, entstofflicht, ohne Geschichte, nicht mehr als ein Versprechen – es gehört zu den Absurditäten der Materialisten, dass sie diesem Immateriellsten anhängen.

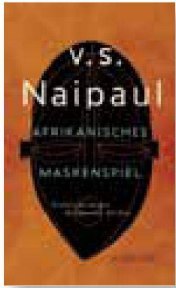
Dem entspricht, dass die Notenbanken, wie weiland der liebe Gott die Welt, ihr Geld aus dem Nichts schaffen, als creatio ex nihilo, wobei nicht immer klar wird, ob sie dabei Gott oder Teufel spielen. Aber Haesler geht es nicht um antikapitalistisches Geraune, wie es eine entschlossene Ignoranz etwa der Kulturszene seit je zu produzieren weiss. Er unternimmt zwar beherzte Angriffe auf kapitalistische Mythen und das angemasste Heiligtum des Marktes, sein Ziel ist jedoch die Säkularisierung des Geldwesens, nicht die Inquisition. Viele vermeintlich wirklichkeitsgestählte Dogmen der Wirtschaft zeigen sich ihm als fiktionale Gebilde und erinnern an eine Lügendichtung, die einzig beglaubigt wird von der Behauptung ihres Autors, er erzähle zwar nichts als Lügen, das aber sei wahr. Die angemasste Autorität der Geldwirtschaft, ihr Totalitätsanspruch, ist folglich wie alle Totalitätsansprüche im Namen eines denn doch breiter und bunter konzipierten Lebens in die Schranken zu weisen. Wenn Wirtschaft nur unter der Voraussetzung funktioniert, dass alle an ihre Funktionen glauben, trüge ein sich seuchenartig verbreitender, geradezu ketzerischer Unglauben allerdings nicht zur Stabilität des Ganzen bei.

Deshalb ist Schweigen systemrelevant; deshalb gehören für Haesler Geldsachen zu den «letzten Tabus» einer enttabuisierten Zeit. Geld sei die Pandorabüchse, und es bestehe ein allgemeines Interesse daran, ihren Deckel nicht zu lüften. Er vermutet, das Tabu gründe in der Furcht der Moderne vor Aufdeckung der Kontingenz, und behauptet, nach der grössten Krise der Wirtschaftsgeschichte würden noch immer die falschen Fragen gestellt. Man ginge der entsachlichten Sache selbst nicht auf den Grund: der eine wolle den Finanzkapitalismus reformieren oder abschaffen, der andere den Bankensektor verstaatlichen, der dritte setze auf die massive Besteuerung spekulativer Gewinne. Dabei gelte es, die Auswirkungen des Geldes auf unser Denken, unsere Denkstrukturen überhaupt zu prüfen.

Haesler verschafft dem Leser keinen Frieden beruhigend ordnender Antwort. Seine Ausflüge zur Symbolik und Diabolik eines so tief ambivalenten Phänomens bergen vielmehr den Keim der Verstörung. Dabei meidet er die Glossen und Bonmots über Geld, die Binsenwahrheiten und Geistreicheleien und verurteilt auch das mit dem Schein von Seriosität hochstaplerisch verbundene Herunterleiern von Börsenzahlen und ökonomischen Grössen. Der Wert dieses ungemein anregenden Buchs liegt weniger in den Thesen, zu denen es vorstösst, als in der Fülle der Aspekte, die es namhaft macht. Vor allem ist es ein stilles Plädoyer für das Unvergütbare und Unverkäufliche, das, was sich vormodern und postmodern dagegen verwahrt, in Geld gemessen zu werden. ◀

Thomas Sprecher

ist Anwalt, promovierter Germanist, Leiter des Thomas-Mann-Archivs und Präsident des Verwaltungsrats der SMH Verlag AG.



Der unbestechliche Beobachter

V.S. Naipaul: Afrikanisches Maskenspiel. Einblicke in die Religionen Afrikas. Frankfurt a.M.: S. Fischer, 2011.

1997 ging ich für zwei Jahre in die Côte d'Ivoire. Ein Freund empfahl mir V.S. Naipauls «Die Krokodile von Yamousoukro» aus dem Reportagenband «Dunkle Gegenden». Nach der Lektüre war ich empört. Auf rund hundert Seiten beschrieb der Autor das Land. Akkurat, wie ich zugeben musste, mit vielen langen Gesprächen, die er mit Einheimischen geführt hatte. Die Ivorer schienen in einem Paralleluniversum zu leben, das nichts mit der modernen Realität zu tun hatte. Dieses unsichtbare Andere – in dem Hexerei, Magie, Geister und Ahnen eine wichtige Rolle spielten – war für die Leute die «eigentliche» Welt, die äusserlich sichtbare Alltagswirklichkeit hingegen bloss eine vorübergehende Fata Morgana. Diese Beobachtung fand ich durchaus treffend – was mich provozierte, war das, was sich nicht im Text fand. All die üblichen Erklärungen für die afrikanische Misere – Sklaverei, (Neo-)Kolonialismus, Terms of Trade, Kulturimperialismus – fehlten. Provozierend war die Nacktheit der Beschreibungen, besonders ein Text über Mobutu und den «Nihilismus Afrikas» – diesen Ausdruck empfand ich als Gipfel des Zynismus.

Zum Ende meines Aufenthalts – durchgerüttelt von sehr realen Erfahrungen, die einige Scheuklappen von mir abfallen liessen – las ich Naipauls Texte erneut. Ich war beeindruckt und zugleich beschämt über mich selbst. Rückblickend wurde mir klar, wie ideologisch ich gewesen war, wie sehr mir meine vorgefassten Meinungen den einfachen Blick auf die Realität verstellten. Und heute, angesichts des niederträchtigen Laurent Gbagbo, seiner Entourage und des Trümmerfelds, in das er die einst blühende Côte d'Ivoire verwandelt hat, welches andere Wort soll man benutzen, wenn nicht «Nihilismus»?

David Signer

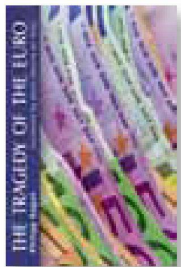
David Signer ist promovierter Ethnologe, Autor von «Die Ökonomie der Hexerei: Warum es in Afrika keinen Wolkenkratzer gibt» und lebt als Schriftsteller in Zürich.

Daran muss ich denken, wenn ich Naipauls neuestes Buch «Afrikanisches Maskenspiel» und die gehässigen Reaktionen darauf lese. Bestsellerautor Robert Harris bezeichnet es als «überheblich, kolonialistisch, toxisch». Viele der empörten Kritiker haben kaum je einen Fuss nach Afrika gesetzt, wissen jedoch genau, was «adäquat» ist und was nicht. Einige behaupten, Naipaul sei alt und verbittert geworden. Unsinn. Genau wie in den Achtzigern nach Côte d'Ivoire reist er heute nach Gabun, Ghana, Uganda oder Südafrika und schaut sich – trotz seiner 78 Jahre – mit unvoreingenommenem und oft erstauntem Kinderblick an, was er vorfindet. Man hat sich auch darüber mokiert, dass der zum «Sir» geschlagene Nobelpreisträger in seinem neuen Buch oft in den gehobenen Kreisen Afrikas verkehrt, bei Professoren, Politikern, Botschaftern. Es sind genau dieselben Nörgler, die sonst gerne monieren, Afrika bestehe nicht nur aus Armut und Aberglaube, um postwendend auf die neue, kultivierte Mittelschicht zu verweisen. Dabei ist es hochinteressant, Naipaul im Gespräch mit Winnie Mandela oder mit Jerry Rawlings, dem Expräsidenten Ghanas, zu beobachten.

Man hat Naipaul auch vorgeworfen, er sei – in seinem Aufklärungsfuror – eurozentrisch. Das ist lächerlich: Naipaul empört sich schlicht über Dummheit und Unterdrückung, insbesondere, wenn sie zusammen auftreten. Dabei benutzt er den Zeigefinger nicht zur moralischen Mahnung, sondern um auf einfache Tatsachen hinzuweisen, sei das in der Karibik, in Indien, in Afrika oder in islamischen Ländern. In Lagos fällt ihm auf, dass die Leute den Abfall in die Abwasserkanäle schmeissen und sie so verstopfen. Leute wie Harris finden Naipauls Schmutzempfindlichkeit etepetete. Aber ekelt es Nigerianer etwa nicht, während der Regenzeit knöcheltief durch Scheisse waten zu müssen? Naipaul vertritt die Werte einer liberalen, offenen Gesellschaft. Diese Perspektive eurozentrisch oder gar rassistisch zu nennen, zeugt von einer gewissen – Eurozentrik.

Heute ist es Mode, auf die glitzernden Hochhäuser in Mumbai, Djakarta oder Johannesburg zu zeigen, als ob damit alles Darunterliegend-Beunruhigende verschwunden wäre. Gut möglich, dass sich der alte Naipaul langfristig als zeitgemässer erweist als all die oberflächlich globalisierten Pseudomodernen, die ihn heute für seinen unorthodoxen Blick kritisieren. ◀

Buch des Monats: Freiheit



Der Primat der Politik

Philipp Bagus: *The Tragedy of the Euro*.
Auburn: Ludwig von Mises Institute, 2010.

Zu den grossen beklagenswerten Opfern der Eurokrise gehört die Ordnungspolitik – jenes klug gedachte Austarieren von Markt, Staat und Gesellschaft, das bisher noch immer der Königsweg zu Wohlstand und Freiheit war. Krisen führen fast immer dazu, dass die Menschen nach mehr Macht für die Politik rufen und die Politik diesem Ruf gerne nachkommt. Nach den angeblichen Exzessen des ungezügelter Kapitalismus, in dem die Staaten geradezu jeden Einfluss auf die Wirtschaft verloren hätten, sei nun – so hört man allenthalben – die Zeit für die Rückgewinnung des «Primats der Politik» gekommen. Abgesehen davon, dass es diese Einflusslosigkeit der Politik (die in den meisten Industrieländern zwischen 40 und 50 Prozent der Staatsquote kontrolliert) nirgendwo je gegeben hat und dass vor allem in den vom Staat gelenkten Bereichen zuerst die Krisen auftauchten (der aus sozialpolitischen Beweggründen angekurbelte Immobilienmarkt in den USA, die riskant wirtschaftenden Landesbanken in Deutschland, das ausser Kontrolle geratene Staatsbudget in Griechenland), scheint mir die Formel des «Primats der Politik» Ausdruck einer weitverbreiteten Gedankenlosigkeit zu sein.

Richtig: Ordnungspolitik setzt per se Rechtsstaatlichkeit voraus, aber das dürfte mit «Primat der Politik» wohl nicht gemeint sein. Ordnungspolitik basiert darauf, dass sich wesentliche Lebensbereiche der Politik entziehen. Mehr noch: es ist geradezu die eigentliche Aufgabe einer solchen Ordnung, Selbstbestimmungssphären vor der Politik zu schützen. Ordnungspolitik ist die Anwendung dieses Grundsatzes auf die wirtschaftliche Sphäre. Ihre Aufgabe ist die Sicherstellung von Regeln, die den freien Austausch und den daraus entstehenden Wettbewerb zu einem Spiel werden lassen, das Privilegien ausschliesst und Wohlstand für alle möglich macht.

Eines dieser wohlstandsfördernden Projekte war einst der Euro. Das Argument, er senke Transaktionskosten und beende protektionistisch motivierte Abwertungspolitiken mancher Mitgliedsländer, hatte zumindest vordergründig auch eine gewisse ordnungspolitische Plausibilität. Gerne überhört wurde dabei aber die von vielen der politischen Väter des Euros gebetsmühlenartig wiederholte Sentenz, der Euro sei primär ein «politisches Projekt» und kein wirtschaftliches. Das heisst im Klartext: keine Ordnungspolitik, sondern der «Primat der Politik».

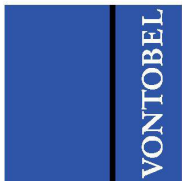
Der in Spanien lehrende deutsche Ökonom Philipp Bagus hat in seinem Buch «*The Tragedy of the Euro*» die Eurokrise genau unter diesem Gesichtspunkt analysiert – als politisches Projekt. Viele seiner Architekten planten den Euro von vornherein als ein «vehicle for centralization». Und von allen Zukunftsszenarien, die Bagus entwirft (eines davon ist der unwahrscheinliche Fall, dass der Stabilitätspakt wirksam gestärkt wird), ist dies auch wohl das realistischste. Das von Frankreichs Regierenden stets verfochtene Modell einer Wirtschaftsregierung, die das französische Modell des Neomerkantilismus auf ganz Europa ausdehnen würde, hat alle Chancen, schon bald Wirklichkeit zu werden. Der Stabilitätspakt, den der deutsche Ökonom Hans-Werner Sinn kürzlich als «Lachnummer» bezeichnete, hat schliesslich nie irgendeine Wirkung entfaltet; die kleinen «Lügen» bei den Eintrittskriterien, die sich einige Länder erlaubten, wurden gnädig toleriert. Schuldenmacher und Inflationisten wurden durch den Euro und die EZB-Zinspolitik in ihrem Tun bestärkt, was nunmehr den Druck in Richtung Transferunion und EU-Finanzhoheit erhöht. Folge: die solide wirtschaftenden Länder werden bestraft und am Ende droht, so Bagus, gar die Hyperinflation als brutale Antwort darauf.

Bei solch einer Lektüre kommen Beklemmungen auf. Die Angst vor den Gefahren des angeblich unbeschränkten Kapitalismus hat uns in den «Primat der Politik» getrieben. Wir sollten langsam lernen, in ihm die eigentliche grosse Gefahr zu sehen. Das könnte uns den Weg eröffnen, wieder die Tugenden verantwortungsvoller Ordnungspolitik zu erkennen. ◀

Detmar Doering

Detmar Doering ist
Leiter des
Liberalen Instituts
der Friedrich-
Naumann-Stiftung
in Potsdam.

90 Jahre und noch immer erst eine Falte. Herzlichen Glückwunsch zum Jubiläum.



Private Banking
Investment Banking
Asset Management

Leistung schafft Vertrauen

www.vontobel.com